

[31]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von F. A. Hanf.

35. Der Pächter von Beechampton.

Laura saß allein im Schreibzimmer ihres Mannes, von ängstlichen Gedanken niedergedrückt. Früh am Morgen war das Telegramm ihres Mannes von Auray gekommen und hatte ihr Trost gebracht, konnte aber alle ihre Befürchtungen nicht beschwichtigen. Eine entsetzliche Angst verfolgte sie beständig. Ihr Mann stand im Verdacht des Mordes. Sie erinnerte sich, was sie in der Zeitung über La Chicots Ermordung gelesen hatte, und wie sie selbst nicht an der Schuld des Ehemannes gezweifelt hatte. Wer sonst sollte der Thäter gewesen sein?

Stark in ihrem Glauben an den Mann, den sie liebte, war Laura jetzt vollkommen überzeugt von seiner Unschuld. Kein Zweifel blieb in ihrem Herzen, aber sie wußte, daß die Welt anders urtheilte.

Seit Trevertens Abreise war Celia zweimal im Landhause gewesen, aber Laura hatte sie nicht empfangen und sich mit Kränklichkeit entschuldigt. Eduards Benehmen hatte sie mit Abscheu und mit Furcht erfüllt. Sie hatte den Giftzahn der Schlange gesehen und wußte, daß er ein Todfeind war. Sie wäre nicht in stande gewesen, der Schwester dieses Mannes die Hand zu drücken und sie zu küssen. Bruder und Schwester waren von demselben Blut. Konnte sie wahr sein, wenn er so durchaus falsch war? Als aber am Tage nach Empfang des Telegramms der gutmüthige Pfarrer selbst kam, um sie zu trösten, war Laura nicht in stande, ihr Herz gegen ihn zu verhärten. Laura fürchtete keine Vorwürfe von diesem alten Freund in der Stube des Kammers, aber sie glaubte an sein Mitgefühl. Laura theilte ihm das Telegramm mit, das sie aus Auray erhalten hatte.

„Was kann es Besseres geben, Theuerste!“ rief er entzückt. „Und nun kommen Sie mit mir nach dem Pfarrhause! Celia wünscht sehr, Sie dort zu sehen, da Sie sie hier nicht empfangen wollen.“

„Weiß Celia alles?“ fragte Laura schwankend.

„Keine Silbe! Weber Celia noch ihre Mutter hat eine Idee von dem, was vorgefallen ist. Sie wissen nur, daß Treverten in Geschäften verreist ist, nichts weiter.“

„Glauben Sie, daß Eduard nicht gesprochen hat?“

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß Eduard schweigsam wie eine Spinne war, denn meine Frau würde über diese traurige Angelegenheit nicht fünf Minuten geschwiegen haben, wenn sie eine Ahnung von der Sache hätte, so wenig wie Celia! Sie würden mich mit Fragen bestürmt haben. Nein, theuerste Laura, Sie können ganz ruhig ins Pfarrhaus kommen, außer mir kennt nur Eduard das Geheimniß.“

„Sie sind sehr gütig,“ sagte Laura sanft. „Ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen, aber ich kann das Hans nicht verlassen. Söhn kann jeden Augenblick nachhause kommen, ich erwarte ihn beständig.“

„Mein gutes Kind, ist das vernünftig? Nun, Sie sollen Ihren Willen haben, ich werde Celia herübersenden, um Ihnen Gesellschaft zu leisten.“

„Bitte, thun Sie das nicht,“ sagte Laura rasch. „Sie wissen, wie sehr ich Celia liebe, aber ich muß jetzt allein bleiben. Sie ist so heiter, und ich könnte das nicht ertragen. Halten Sie mich nicht für undankbar, aber ich möchte lieber allein mit meinem Kummer bleiben.“

„Dann nehmen Sie wenigstens Ihren Hut und begleiten Sie mich bis zur Gartenspforte, Sie sehen schrecklich bleich aus.“

Laura gehorchte und ging mit ihrem alten Freund durch den Garten. Die frische Winterluft belebte sie, während sie schweigend neben dem Pfarrer ging. Auf halbem Wege zwischen dem Hause und der Straße begegneten sie einem

Fremden, — einem Manne von mittlerem Alter und einnehmendem Aeußern, welcher etwa ein Verwalter oder ein Eisenbahnbeamter oder sonst ein Geschäftsmann sein konnte. Er blickte Laura forschend an, nahm den Hut ab und redete sie an.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau, darf ich fragen, ob Herr Treverten zuhause ist?“

„Nein, er ist verreist.“

„Das bedauere ich! Ich habe ein besonderes Geschäft mit ihm. Wird er lange abwesend sein?“

„Ich erwarte ihn jeden Tag. Sind Sie einer von seinen Pächtern? Ich erinnere mich nicht, Sie früher gesehen zu haben.“

„Nein, gnädige Frau, aber ich bin dennoch ein Pächter. Herr Treverten ist der Eigenthümer des Grundes einiger Häuser, die ich in Beechampton besitze. Es handelt sich um Drainage, und ich kann keinen Schritt weiter machen, ohne mit ihm gesprochen zu haben. Es wäre mir sehr angenehm, wenn ich sobald als möglich einige Worte mit ihm sprechen könnte. Die Drainage ist eine Sache, welche nicht warten kann,“ fügte der Mann hinzu, zu dem Pfarrer gewendet. Sein Wesen gefiel dem Geistlichen.

„Ich fürchte, Sie werden bis zum Ende der Woche warten müssen,“ sagte der Pfarrer. „Er kann wohl schwerlich früher zurückkommen.“

„Ich danke Ihnen sehr,“ sagte der Fremde höflich, „dann muß ich später wiederkommen.“

„Wollen Sie nicht Ihren Namen hinterlassen?“ sagte Laura.

„Ich werde meinen Mann von Ihrem Besuch benachrichtigen, sobald er kommt.“

„Ich danke sehr, gnädige Frau, ich möchte Sie nicht damit belästigen. Ich bleibe bei einem Freund im Städtchen, und ich werde sogleich wiederkommen, sobald ich höre, daß Herr Treverten zurückgekehrt ist.“

„Ein sehr angenehmer Mann,“ bemerkte der Geistliche, als sich der Fremde mit raschen Schritten entfernte hatte.

„Wahrscheinlich der Besitzer einer dieser neuen Käden in Beechampton. Sonderbar, daß ich ihn niemals zuvor gesehen habe. Ich glaubte, jedermann in der Stadt zu kennen.“

Es war ein unbedeutender Zwischenfall, aber selbst das Erscheinen dieses höflichen Fremden beunruhigte Laura und schien Unglück zu verkünden.

36. Celia's Verehrer.

Am Tage nach dem Besuch des Geistlichen erhielt Laura den erwarteten Brief von ihrem Manne.

„Du siehst, Theuerste,“ schrieb er, nachdem er erzählt hatte, was er von Vater Mescom erfahren, „es mag kommen, was will, unsere Stellung in Bezug auf das Gut ist sicher. Seit der Zeit, wo ich neben Dir kniete vor dem Altar in Hazeburn, bin ich Dein Mann gewesen. Bene unglückliche Französin war niemals gezüglich meine Frau. Ob sie mich absichtlich täuschte oder ob sie Gründe hatte, Jean Kergariou für todt zu halten, das weiß ich nicht. Es ist wohl möglich, daß sie aufrichtig glaubte, Wittwe zu sein. Schiffbruch und Tod sind etwas so Gewöhnliches bei diesen Seeleuten im Eismeer. Die kleinen Häfen in der Bretagne sind voll von Wittwen und Waisen. Ich will gern glauben, daß die arme Zaire glaubte, sie sei frei. Dadurch erklärt sich auch ihre entsetzliche Aufregung, als sie die Leiche ihres Mannes in der Morgue erkannte. Und nun, Theuerste, werde ich in Paris nur so lange bleiben, als nöthig ist, mir alle Dokumente zu verschaffen, um Jean Kergariou's Tod zu beweisen. Dann werde ich nachhause eilen, um mein theueres Weib zu trösten und den Schlichen Eduards entgegen zu treten. Der Wagen

wartet, um uns nach dem Bahnhof zu bringen. Gott segne Dich, Theuerste, und belohne Dich für Deine Hingebung.

John Trevorton."

Dieser Brief war für Laura ein unschätzbare Trost. Die Nachricht, daß ihre erste Heirath gültig war, war schon viel mehr aber, daß ihr Mann gegen die Beschuldigung gesichert war, die Erblosigkeit seines Vaters durch Betrug erlangt zu haben. „Theures, altes Haus! Gott sei Dank dafür, daß wir nicht von dir vertrieben werden können," sagte Laura.

Während sie mit dem Briefe in der Hand noch darüber nachdachte, öffnete sich plötzlich die Thüre. Celia stürzte ins Zimmer und ließ sich am Stuhle ihrer Freundin auf die Kniee nieder.

„Laura, was ist zwischen uns getreten?" rief sie. „Warum verläßt du mir dein Herz? Ich weiß, es ist etwas vorgefallen, ich sehe es an Papas Wesen! Bin ich denn eine so falsche Freundin, daß du mir nicht vertraust?"

Celia's ernstes Gesicht war so voll Aufrichtigkeit und Mitleid, daß Laura ihr nicht zürnen konnte wegen ihres ungestümen Eindringens.

„Du bist nicht falsch, Celia," erwiderte Laura ernst, „aber ich weiß, daß dein Bruder meines Mannes Feind ist." „Armer Eduard!" seufzte Celia. „Das ist grausam von dir! Du weißt, wie aufrichtig er dich liebte."

„Ich glaube, Celia, wenn du wüßtest, welchen ungerechten Haß er gegen meinen Mann hegt, so würdest du selbst entzückt sein!"

„Ich weiß nichts, Laura, außer, daß der arme Eduard sehr unglücklich ist. Er sitzt den ganzen Tag in seiner Höhle und raucht wie eine Lokomotive."

„Es freut mich, daß er nicht ganz ohne Gewissen ist," jagte Laura finster.

„Das heißt, du freust dich, daß er betrübt ist," erwiderte Celia, „denn mir scheint die hauptsächlichste Bestimmung des Gewissens zu sein. Leute betrübt zu machen. Das Gewissen hält uns nicht zurück, wenn wir etwas Böses thun, es quält uns nur nachher. Aber wir wollen nicht mehr von unangenehmen Sachen reden. Mama sagte mir, ich solle alles thun, was ich könne, um dich aufzuheitern in deiner Traurigkeit, während dein Mann abwesend ist."

„Mein Leben ist nicht heiter ohne ihn, Celia, aber ich habe heute einen tröstlichen Brief von ihm erhalten und erwarte ihn sehr bald zurück. Nimm Hut und Jacke ab, Theuerste, und bleibe bei mir! Es war undankbar von mir, meine Thüre vor meiner treuen Freundin zu verschließen! Ich werde deiner Mutter schreiben, daß ich dich bis Sonnabend hier behalte."

„Eindeutigen!" sagte Celia. „Es wird mein Herz nicht brechen, einen oder zwei Tage von Hause abwesend zu sein." Der Theetisch wurde gedeckt und Celia goß Thee ein.

„Wovon wollen wir sprechen?" rief Celia, aus einer längerer Träumerei erwachend. „Wenn du nichts dagegen hast, möchte ich gern von einem jungen Manne sprechen."

Celia!"

„Es klingt fürchterlich, nicht wahr?" fragte Celia nach. „Aber die Wahrheit zu sagen, interessirt mich jetzt nichts Anderes. Während der letzten drei Tage hatte ich einen jungen Mann im Sinn."

„Wahrscheinlich Mister Gerard?" sagte Laura.

„Wie hast du das errathen?"

„Sehr leicht! Mister Gerard ist der einzige Fremde, der im Pfarrhause erschienen ist."

„Laura, glaubst du, ich würde einen armen Mann heirathen?" fragte Celia plötzlich.

„Ich glaube, daß du das wahrscheinlich thun wirst, weil du immer behauptet hast, daß dich nichts dazu veranlassen könnte," erwiderte Laura lächelnd über den Ernst ihrer Freundin.

„Nichts könnte mich dazu veranlassen!"

„Birklich?"

„Außer, wenn ich in einen armen Mann verzweifelt verliebt wäre."

„Was, Celia, ist es schon so weit gekommen?"

„Es ist sehr weit gekommen, bis zu meinem Herzen! O, Laura, wenn du nur wüßtest, wie gut er ist! Ich bin ganz überzeugt, daß er eines Tages ein großer Mann sein wird, welcher in einem schönen Hause in Westend wohnt und Equipage hält."

„Und mit dieser Ueberzeugung wirst du ihn heirathen?"

„Er hat mir noch nicht einmal einen Antrag gemacht, obgleich er oft nahe daran war. Er ist so bescheiden und fühlt seine Armuth so sehr. Er verdient etwa 150 Pfund jährlich, seine Wohnung kostet ihn dreißig. Schreckliche Verhältnisse, nicht wahr, Laura?"

„Schrecklich, meine Liebe, wenn man Eleganz und Luxus in der Kleidung für das höchste Glück des Lebens hält."

„Ich halte sie nicht für das höchste Glück, aber ich glaube, der Mangel muß ein großes Uebel sein! In seiner Gegenwart hatte ich ein Gefühl, als ob das Geld kaum der Beachtung werth sei, und ich die äußerste Armuth mit ihm ertragen könnte. Aber das war natürlich nur eine flüchtige Begeisterung!"

„Auf flüchtige Begeisterung, Celia, folgt oft lebenslängliche Reue! Du kennst diesen Mister Gerard noch zu wenig. Er ist nach London zurückgekehrt, nicht wahr?"

„Ja," seufzte Celia.

„Am Donnerstag morgen?"

„Ich glaube."

„Du solltest lieber diese Idee aufgeben, du kannst niemals ein Leben voll Entbehrung ertragen. Denke lieber an Mister Sampson, der dich anbietet und ein gutes Einkommen und ein hübsches Haus hat."

„Ein hübsches Haus!" rief Celia mit Verachtung. „Ich würde Gerards schabige Wohnung vorziehen."

„Dann wollen wir die Heirathfrage ganz aufgeben. Du sagst, du willst Mister Sampson nicht heirathen, und ich bin überzeugt, du solltest Mister Gerard nicht nehmen."

„Es ist keine Gefahr, daß ich so thöricht handeln würde," erwiderte Celia mit Resignation. „Er ist nach London gegangen, und Gott weiß, ob ich ihn jemals wiedersehe."

Der Tag verging langsam. Laura horchte immer auf die Glocke und studirte Eisenbahnfahrpläne, um zu berechnen, wann Trevorton zurückkommen könne.

In Erwartung des Hausherrn wurde ein vorzügliches Diner befohlen. Es war sieben Uhr, aber er kam nicht, und das Diner wurde bis acht Uhr aufgeschoben, und um acht Uhr würde es Laura bis neun Uhr aufgeschoben haben, wenn nicht Celia protestirt hätte.

„Ich hoffe, du hast mich nicht mit der Absicht aufgefordert hier zu bleiben, um mich auszuhungern," sagte sie. „Mir ist zumüde, als hätte ich eine Woche lang nichts gegessen. Vor halb elf Uhr kommt kein Zug mehr, du kannst mich also ganz ruhig ein Bischen essen lassen, wenn du selbst auch zu hoch in den Wolken schwebst, um zu speisen."

„Ich bin nicht in den Wolken, Celia, ich bin nur ungebildig!"

Sie gingen in das Speisezimmer und setzten sich zu Tisch, welcher so leer und öde aussah ohne den Herrn des Hauses. Der Wagen war wieder nach dem Bahnhof gesendet worden. Celia aß mit vortrefflichem Appetit, und sprach die ganze Zeit über, aber Laura war zu aufgeregert, um etwas zu essen, und horchte auf jedes Geräusch.

„Laura, du machst mich entschieden ganz elend!" rief Celia endlich. „Es ist eine schöne, trockene Nacht, wir wollen uns ankleiden, und bis zur Gartenpforte gehen, der Kutsche entgegen." (Fortf. folgt.)

Herkules und Omphale.

Von Jul. Hennekiel.

Maria Theresia, die Kronprinzessin von Oesterreich, die Tochter Kaiser Karls VI., feierte ihre Hochzeit mit Franz Stephan von Lothringen. Zu dem Hochball, welcher den Charakter eines Maskenfestes trug, waren die Würdenträger des Staates, war der Adel aus den verschiedenen Ländern herbeigeeilt, um dem Brautpaar, vor allem der schönen, erst neunzehnjährigen Prinzessin zu huldigen. Unter andern war auch der Oberst von

Hohenegg, dessen Regimentsinhaber die Kronprinzessin war, mit einem Heil seiner Offiziere nach Wien gekommen, um den Festlichkeiten beizuwohnen. Der Oberst war als Weiberfeind bekannt und trotz seiner Jugend auch in manchen andern Dingen ein Sonderling, durch und durch Soldat, nichts weiter.

In einem an den großen Ballaal anstoßenden kleinen Gemach saß er gegen Mitternacht mit mehreren Freunden aus früherer

Zeit und beirath die politischen Verwickelungen, welche im Falle der Thronbesteigung Maria Theresia's entstehen könnten und welche man damals schon im Reiche sowohl wie in den österreichischen Erblanden mit einem gewissen Bangen vorausah. Da traten zwei Damen herein, beide in der Tracht des damaligen türkischen Hofes. Die eine groß und voll mit stolzen Zügen und schönen blauen geistvollen Augen war die Kronprinzessin Maria Theresia. Sie war als türkische Sultana gekleidet und trug über ihrem glänzenden Kostüm einen langen Kasan von grüner goldgestrichter Seide mit Hermelin ausgeschlagen und gefüttert. Ihre Brust war mit Edelsteinen bedeckt, auf ihrem blonden ungeduldeten Haar ruhte der hohe Kopfbus der türkischen Kaiserin mit einem Reiterbüsch aus Diamanten geschmückt. An ihrer Seite war die Gräfin Barba Dürrenberg, eine junge reizende Wittve mit dunklen Sammtaugen und reichem, schwarzen Haar, als türkische Kabin gekleidet, in einen grünen Kasan mit Sobelvel, den Kopfbus gleichfalls reich mit Edelsteinen geschmückt. Die beiden Damen richteten lächelnd an den Obersten das Wort, welcher sich reich erhoben hatte und in militärischer Haltung vor seinem schönen Regimentsinhaber stand.

„Ist es wahr,“ begann Maria Theresia mit einem reizenden Lächeln um die vollen Lippen, „daß Sie uns Frauen haßen?“

„Wie dürfte ich es wagen,“ sagte der Oberst, „Eurer kaiserlichen Hoheit andere Gefühle entgegenzubringen, als die eines Soldaten und treuen Unterthans!“

„Weichen Sie mir nicht aus, mein lieber Oberst!“ erwiderte die Prinzessin. „Sind Sie ein Weiberfeind oder nicht? Wir verlangen ein offenes Geständniß von Ihnen!“

„Wenn kaiserliche Hoheit es befehlen,“ gab der Oberst zur Antwort, „so muß ich eingestehen, daß ich mich grundsätzlich den Damen „fern“ halte und bis jetzt durchaus nicht das Verlangen gehabt habe, Sühnen's Joch zu tragen.“

„Sehen Sie doch einmal dieses Bild hier an,“ sagte Maria Theresia, indem sie auf das Gemälde eines italienischen Meisters wies, das an der Wand hing und „Verguldet und Omphale“ darstellte. Man sah den Halbgoth und Helden, wie er vor dem Spinnrocken der Königin Omphale saß, während das schöne Weib sein Löwenfell umgehängt hatte und auf seine Keule gestützt, ihm wüthlich zusah.

„Das Bild ist sehr schön,“ sprach der Oberst, „aber es stellt eine Nymphe dar. Ich glaube nicht, daß dergleichen sonst vorkommt. Niemals wird ein Held das Joch einer Frau tragen!“

„Das Spinnrad, mein lieber Oberst,“ rief die Kronprinzessin, „ist hier nur ein Symbol. Jeder Mann spinnt in seiner Weite. Ob Sie es nun den „Bantoffel“ nennen oder der Sache einen anderen Namen geben, jeder Mann trägt mehr oder minder das Joch der geliebten Frau und der Held wird von uns noch immer leichter unterjocht, als der Schwächling, denn das Gefühl der Kraft bringt es ja gerade mit sich, daß der Mann sich uns gern unterwirft. Es ist der Löwe, der zu den Füßen des Kindes ruht, während er seinen stolzen Angreifer zu zerreißen sucht!“

Der Oberst suchte lächelnd die Achseln und verneigte sich stumm vor den Damen.

„Warten Sie nur, Oberst,“ fuhr die Kronprinzessin fort, indem sie ihm mit dem Finger drohte. „Sie fordern uns heraus, geben Sie Acht, daß wir uns nicht an Ihnen rächen!“

Damit war die Unterredung zu Ende. Die Damen zogen sich zurück, jedoch nur, um in einem kleinen Kabinett auf einem türkischen Divan ein allerliebtestes Komplot gegen den weiberfeindlichen Oberst auszubrüten. Gräfin Barba Dürrenberg, welcher der schöne, muthige Mann nur zu gut gefiel, übernahm es willig, ihm das Netz zu stellen, in das er auf den Wunsch der Prinzessin gerathen sollte.

Kurz nach dem Ende der Festlichkeiten wurde das Dragonerregiment des Obersten v. Hohenegg in jene Gegend von Niederösterreich verlegt, wo das Gut der Gräfin lag und zu gleicher

Zeit begab sich diese auf ihr Schloß. Die Soldaten wurden in den Dörfern einquartiert, die Offiziere bei den Gutbesitzern, der Oberst selbst kam in das Schloß der Gräfin Dürrenberg. Als er sich ihr gleich nach seiner Ankunft vorstellte, empfing sie ihn auf das Liebenswürdigste und nachdem sie sich an dem großen flackernden Kamin niedergelassen hatte, begann sie mit einem reizenden Lächeln:

„Sie sind nun einmal gegen ihren Willen gezwungen, für einige Zeit in Gesellschaft einer Frau und noch dazu einer jungen und nicht ganz häßlichen zu verweilen, aber fürchten Sie nichts, Herr Oberst, Sie sind ein Weiberfeind, ich bin eine Männerfeindin. Ich glaube, wir werden uns insofobald sehr gut verstehen. Sie werden mir nicht den Hof machen und ich denke nicht daran, mit Ihnen zu kokettiren. Wir wollen gute Kameraden sein und wie es solchen ziemt, fortdial und sans gêne zusammen verkehren.“

Der Oberst, durch diese Eröffnung ein wenig überrascht, schien, nachdem er die Gräfin verlassen, weniger bedenklich über die Situation, in die ihn sein Mißgeschick, wie er anfangs glaubte, gebracht hatte. In den nächsten Tagen, in denen der Verkehr zwischen ihm und der reizenden Gräfin immer ungewonnener wurde, überließ er sich ganz der Sorglosigkeit, welche ihm die schlaue Wittve erregt hatte und da er an keine Gefahr glaubte, so gestand er sich bald, daß sie die erste Frau sei, die ihm gefalle und fand sie von Tag zu Tag reizender und angenehmer.

Die Gräfin ließ zwei Wochen in dieser Weise vergehen. Sie wollte den Obersten erst vollständig vertraut und sicher machen. Dann spielte sie den ersten ihrer Trümple aus.

Eines abends nach dem Nachtessen rief sie plötzlich: „Sie rauchen doch mein lieber Oberst, warum gentren Sie sich denn vor mir?“

Und als der Oberst artig ablehnte, brachte sie ihm selbst eine türkische Pfeife, stopfte sie mit dem besten Tabak, zündete einen Kibibis an und kniete vor ihm nieder, um ihm eigenhändig die Pfeife anzuzünden.

So viel Liebenswürdigkeit verfehlte nicht ihre Wirkung auf das dreifach gepanzerte Herz Hohenegg's und als ihm die Gräfin am folgenden Nachmittag eine Schlittenpartie vorschlug, war er sofort mit Vergnügen bereit, ihr als Kavallerie zu dienen. Es war doch viel schöner als der Oberst es sich vorgestellt hatte, an der Seite der allerliebsten kleinen Frau in dem phantastischen Gefährte über die schneebedeckte flimmernde Fläche dahin zu gleiten, in der herrlichen frischen Luft, während ringsum das weite Land im Sonnenglanz eines hellen Wintertages lag. Als sie zurückkehrten, zog sich die Gräfin zurück, um ihre Kleider zu wechseln und als sie jetzt in einem bequemen Schlafpelz sich am Kamin dem Obersten gegenüber niederließ, schien sie sich erst zu erinnern, daß sie ihre Schuhe noch nicht gewechselt hatte.

„Ein Dienst ist des anderen werth, mein lieber Oberst,“ sagte sie mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. „Ich habe Ihnen gestern Ihre Pfeife angezündet, Sie werden mit nun meine Bantoffeln bringen und anziehen!“

Der Oberst sprang sofort auf und eilte in das nächste Zimmer, um die Bantoffeln zu holen. Er fand sie an der bezeichneten Stelle vor dem Himmelbett der Gräfin. Zum ersten male betrat er das Schlafgemach einer vornehmen Schönen und nachdem er die reizenden Bantoffelchen emporgehoben hatte, blieb er einen Augenblick wie berauscht in dem kleinen, dultigen Raum stehen, den er schließlich mit einem leichten Seufzer verließ, um der Gräfin den erbetenen Dienst zu leisten.

Als er jetzt vor ihr auf einem Knie lag, ihr die Schuhe auszog und die kleinen goldgestickten, pelzgefütterten Bantoffeln anzog, ihre kleinen Füße in seiner Hand hielt, da kam ein Gefühl über ihn, das ihm bisher vollkommen fremd gewesen war.

Die Gräfin bemerkte den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, und war mit der Wirkung ihres ersten Kunststücks vollständig zufrieden. (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Seine Erinnerung.** Auf dem Wege von Winterhude nach Ohlsdorf wurde kürzlich, wie die „Hamb. Reform“ berichtet, mit dem Abbruch eines alten Strohdachhauses begonnen, an dessen Stelle man ein modernes Haus zu errichten gedenkt. In diesem Hause hatte Heinrich Heine als fiebzehnjähriger junger Mann häufig verkehrt, und zwar bildete die Tochter des in dem Hause wohnenden Emigranten de Charraux den Magnet, der ihn dorthin zog, de Charraux überwarf sich mit dem jungen Heine und verbot diesem das Haus. Heine zog indessen nachs von seines Vaters Fenster und klappte zum Zeichen seiner Treue mit dem Steine seines Ringes die Worte: „Moi je n'existe que pour vous hérir“ in die Fensterscheibe. Später ging das Haus in andere Hände über. Der Käufer derselben küdete die Fensterscheibe wie seinen Augapfel und wollte sie auch nach dem Abbruche des Hauses erhalten wissen. Durch die Unachtsamkeit eines Arbeiters wurde die interessante Scheibe indessen extrahirt.

* **In der Lüneburger Heide** sieht es, trotz des 19. Jahrhunderts, noch immer recht traurig aus. Ein in dortiger Gegend ercheinendes Blatt, die Zeitung für das Wendland, ist errichtet worden, zu konstatiren, in welchem Maße unter und mit den dortigen Bauern der Teufel sein Spiel treibt, und entledigt sich des immerhin gefährlichen Auftrages in nachstehender, belkater Weise: „Ganz unheimliche Geschichten passiren seit Jahr und Tag in Woltersdorf. Nicht genug, daß ein dort wohnender Mann schon seit langer Zeit erweislich mit dem Teufel im Bunde steht und mit Satans Hilfe und Macht seinen persönlichen Feinden allerhand Unheil und Schabernack zufügt, befindet er sich außerdem noch im Besitze eines „Charakterbuchs“, mittels welchem es ihm nicht nur möglich ist, die geheimsten Gedanken seiner Mitmenschen zu errathen, sondern dieselben auch per Distance zusammen zu heben und Unfrieden namentlich zwischen Herrschaft und Gefinde zu säen. Ein von diesem bösen Hexenmeister schon lange matrattirter Woltersdorfer erzählte uns thränenden Auges ganz entzückend ihm zugefügte Schandthaten, und daß er schon beschließend, aber vergeblich die Hüte des Teufels in die

bruch genommen und nun sich in seiner Verzweiflung genötigt sehe, an die Presse, zunächst an die hiesige, und wenn ihm die ihre Hilfe verjage, an die Salzweber zu wenden. Wir haben trotz des Mitleids mit dem bejammernswürdigen Manne ihm keine Aussicht auf Unterstützung unsererseits machen können.

* **Ein breites Beispiel von Gehorsam und Enthaltensamkeit** zeigte, so erzählt Diesel in seinem trefflichen, jetzt erneut in Lieferungen erscheinenden Werk „Niederjagd“, auf welches wir noch in einer Besprechung zurückkommen werden, einst mein treuer braver „Treff“; er ist nun längst schon in bessere Jagdgründe hinübergewechselt. Ich grub einst fünf junge Füchse, die schon die Größe einer mittleren Hausfähe hatten, steckte sie in eine Stallabteilung und ließ zwei alte und zwei jährige Deckel auf sie los, um letztere hierdurch scharf zu machen. Den „Treff“ hatte ich zwar bei mir, ihm aber befohlen, an meiner Seite sitzen zu bleiben. Die wilde Jagd im Stalle und der Kampf der Füchse um Sein oder Nichtsein begann; je toller es nun herging, desto aufgeregter wurde „Treff“, wobei er schließlich vor Aufregung, vor Jagd- und Kampflust am ganzen Leibe zitterte. Vor Begierde leise wimmelnd, sah er mich fortgesetzt bittend und fragend an, aber er rückte und rührte sich nicht vom Platze; nicht einmal einer Ermahnung meinerseits bedurfte es, um ihn im Gehorsam zu halten und doch war dies liebe Thier von jeher gerade besonders scharf auf Raubzeug gewesen. Sein Wüthgerühl — der Feier verzeihe mir diese etwas seltsame Bezeichnung, ich vermag es in diesem Falle aber nur so zu benennen — steigerte sich über diese ungeheure Verführung, der brave Hund blieb fest auf seinem Posten, bis der letzte der jungen Häuberbrut den kleinen, krummläufigen Kämpen zum Opfer gefallen war.

* **Großer Durst.** Dem „Vinger Volksblatt“ schreibt man aus Oberhofen: Hier ist am Ostersonntag der „Wasserspepp“ gestorben. Dieser Mensch, ein vermöglicher, lediger Bauersohn und fleißiger Arbeiter, war merkwürdig durch den unnatürlich großen Durst, mit dem er von Kindheit auf behaftet war. Geistige Getränke konnte er nicht vertragen; aber das Wasser trank er in unglaublicher Menge, im Durchschnitt täglich etwa zehn alte Maß. Im Sommer bei der Feldarbeit natürlich mehr. Auch bei Nacht wurde er stündlich vom Durst aufgeweckt. In seinem langen Leben (bei 70 Jahren) hat er mindestens 6000 Sektolliter Wasser getrunken! Als er seiner Zeit zum Militär eingezogen wurde, mußte man ihn seines Durstes wegen wieder laufen lassen.

* **Eine tiefbetrübte Wittve.** Bei dem großen Abscheu, den man in England allgemein vor dem Seziren hegt, hielt und hält es dort für Unerbittlich, einen Leichnam zu diesem Zwecke zu erhalten. Leichen wurden daher sehr theuer bezahlt, und es war ein einträglicher, wenn auch sehr gefährlicher Erwerbszweig, die eben berrigten Leichen auszugraben und zu verkaufen. Man nennt diese Leichenausgräber in London „Resurrection-men“. Einer dieser „resurrection-men“, einer der fleißigen und gewandtesten, hatte dem berühmten Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam zu einem bestimmten Tage versprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungeduld; er kam nicht, dagegen aber eine Frau, die ihm statt einer weiblichen eine männliche Leiche brachte. — „Wer sind Sie?“ fragte Hunter. — „Ich bin die Frau Ihres Leichenlieferanten.“ — Warum kommt er denn nicht selbst? Und Sie bringen mir ja eine männliche Leiche statt einer weiblichen!“ — „Ja, Sir,“ erwiderte die Frau, „das hat seine guten Gründe. Mein Mann wollte Ihnen die versprochene Leiche bringen; aber beim Ausgraben auf dem Kirchhofe haben ihn die Wächter erschossen. Ich bringe Ihnen — meinen Mann dafür und hoffe, Sie werden sich gegen die arme Wittve mildthätig zeigen.“

* **Die Rosenketten der Ehe.** Ein deutscher, oder wie man in Ungarn sagt, ein schwäbischer Bauer aus dem Bezirksrat Komitat war mit seinem Weibe zu den Ostersfeiertagen nach Budapest gekommen, um auch einmal die Herrlichkeiten der Hauptstadt zu bewundern. Das thaten denn auch die beiden ausgiebig und waren so hingerissen von allem, was sie sahen, daß sie einander aus den Augen verloren und plötzlich wahrnahmen, daß sie getrennt waren. Der Polizei gelang es endlich nach 24 Stunden, Gatte und Gattin wieder zu vereinigen; der erstere wollte aber einen solchen Schreck nicht zum zweiten male erleben und darum besetzte er einen starken Bindfaden an dem Handgelenk der Gattin. Nachdem er das Eheband auf diese Weise ergänzt, zog er, nach dem „Bester Lob“, die Gattin hinter sich her, sicher, daß nun keine Störung des gemeinsamen Genusses mehr vorkommen werde.

* **Wie man in Japan Zähne zieht.** Die Zeitschrift „Zur guten Stunde“ bringt folgende Mittheilung: Der japanische Zahnarzt zieht die Zähne ohne jedes Instrument, lediglich mit den Fingern. Es mag dies ungläublich erscheinen, aber der Feind wird doch vielleicht an die Möglichkeit glauben, wenn er erfährt, in welcher Art und Weise die japanischen Zahnärzte für ihre Kunst eingelebt werden. In ein Brett aus weichem Holz werden Löcher gebohrt und in diese lose Zapfen hineingelegt. Dieses

Brett wird auf die Erde gelegt, und der Aspirant für das zahnärztliche Handwerk muß einen Zapfen nach dem andern mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand fassen und senkrecht hochziehen, ohne daß die Platte dabei erschüttert wird. Hat er diese Übung genügend oft vorgenommen, dann werden die Zapfen fester in das Brettchen eingefeilt, und die Übung beginnt von neuem, wobei natürlich auch Daumen und Zeigefinger des zukünftigen Zahnarztes an Kraft und Geschicklichkeit gewinnen. Hat der Lehrling das Fichtenbrett abolvirt, dann kommt er an einen Eichenklotz, in dem eichene Zapfen fest eingelassen sind, und übt hier Wochen und Monate lang, bis auch die eichenen Zapfen der Kraft und Geschicklichkeit seines Doumens und Zeigefingers nicht mehr widerstehen können. Im dritten Kursum lernt er an einem Ahornbrett, in welches Stifte aus Ahornholz fest eingefeilt sind, und hat er auch dieses abolvirt, so kann er sich an das Zahnanziehen machen und der Geschicklichkeit seiner beiden Finger kann nun auch ein Zahn nicht mehr widerstehen. Mit der linken Hand greift der japanische Zahnarzt geschickt in die Kieferwinkel des Patienten, so daß der Mund aufgebirt bleiben muß, dann faßt er mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in den Mund und zieht, wenn es sein muß, innerhalb einer Minute fünf bis sechs Zähne aus dem Munde des Patienten, ohne daß dieser den Mund auch nur ein einziges mal schließen kann.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Im Centralfriedhofe zu Athen, wo Schliemann, testamentarischer Bestimmung gemäß, beigelegt ist, wird jetzt für ihn und seine Familie an der Errichtung eines hübschen Mausoleums gearbeitet. Der Entwurf dazu rührt von dem Architekten Rier in Athen her.

— Im literarischen Nachlasse Goethes im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar fand sich, wie der „Anat. Anz.“ berichtet, in der anatomischen Abtheilung, mit deren Sichtung und Herausgabe in der im Auftrage Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen ercheinenden Goethe-Ausgabe Prof. Dr. Bardeleben in Jena betraut worden ist, unter anderem eine bisher unbekannt zusammenhängende Darstellung der vergleichenden Anatomie des Säugthier-Schädels. Die Arbeit stammt, wie sich durch eine Vergleichung der Handschriften und andere Anhaltspunkte mit Sicherheit ergeben hat, aus der Zeit zwischen dem Herbst 1793 und dem Herbst 1794, wahrscheinlich aus dem Sommer des letzteren Jahres. Nähere Mittheilungen hierüber gebenkt Prof. Bardeleben auf der Anatomien-Versammlung in München zu machen.

?? Eine interessante Beleuchtung wird die große Revolution durch die in Kürze erscheinende Historie anecdotique de la Révolution française von Jean Bernard erfahren. Jules Simon hat dazu die Vorrede verfaßt.

— Henrik Ibsen, der Mittwoch abend in Wien eingetroffen war, wohnte vorgestern einer Probe des „Kronprinzen“ im Burgtheater bei, wobei er Gegenstand von Ovationen seitens der Burgschauspieler war. Am Sonnabend findet zu Ehren Ibsens ein Bankett statt.

* **Feierstunden.** Nicht schlechte Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Armin Stein. Halle S., Otto Hendel. Liebliche, langsame Melodien, wirksame Begleitung, tiefe Empfindung und treffender Ausdruck der Stimmung sind die Vorzüge dieser „schlichten Lieder“, deren Werth durch ihre Schlichtheit nicht verliert, sondern gewinnt. Schon einmal hat uns Armin Stein mit einem Heft von ihm verfaßter Liederkompositionen erfreut, die unter dem Titel „Stunden der Andacht“ erschienen sind. Das vorliegende Heft stellt sich als eine Fortsetzung des früheren dar. Wir empfehlen diese Lieder der Beachtung, besonders für die Hausmusik. Einige sind geeignet, zu bleibenden Lieblichen zu werden, zu denen man immer wieder gern zurückkehrt, um Freude und Erbauung zu finden.

* Von R. F. Beder's Weltgeschichte erscheint soeben (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) eine neu bearbeitete (3.) Auflage, die von Prof. Wilhelm Müller bis auf die Gegenwart fortgeführt ist. Eine werthvolle Ergänzung erhält diese durch seine knappe, klare und übersichtliche Darstellung bereits bekannte und meistens eingeführte Geschichtswert durch zahlreiche Illustrationen und Karten. Das 12 Bände umfassende Werk erscheint in 66 Lieferungen zum Preise von je 40 Pf.

* **Geschichte des deutschen Volkes** von G. Dittmar. Sechste Lieferung. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis 1 M.

* **Geographie des Kreises Gartsbirgen.** Selbstverlag von Otto Reinhard, Wolde, Schulbergstraße 16. 1890. Preis 80 Pf., in Partien billiger.